

Eichenschälen, Rüttibrennen im Harmersbachtal

Ralf Seebacher



Das Elternhaus meines Vaters stand am Grünen Berg, dem westlichen Ausläufer des Sommerberges. Direkt über dem Wohnhaus steht heute noch Eichenwald. In früheren Zeiten wurden diese Eichenwälder zur Gewinnung von

Brennholz und Eichenrinde genutzt. Das hat auch meine Großmutter mir oft erzählt. Deshalb habe ich über die Arbeit der Bauern nachgeforscht, um was Näheres zu erfahren.

Anfangs des letzten Jahrhunderts und vereinzelt bis etwa 1965 wurden im mittleren Schwarzwald und in unserer Heimat im Entersbachtal, im Nordrachtal, im Schottenhöfertal und im ganzen Harmersbachtal großflächig Eichen angebaut. An steilen, felsigen Hängen, wo der Untergrund fehlte und der Hochwald weniger gut gedeiht, ließ man Eichen und Kastanien wild aufwachsen, bis die Rütli etwa 20–30 Jahre alt war. Diese Niederwälder wurden hauptsächlich für den Gewinn von Brennholz und Eichengerbrinde genutzt. Die Bauern teilten ihre Eichenschälwälder so ein, dass sie die Flächen stückweise in etwa 20–25 Jahren abholzen konnten. So konnten sie regelmäßig jedes Jahr ein Stück ihres Eichborsches schälen und abholzen. Ein Zentner Eichengerbrinde brachte damals 13–15 DM ein, das war ein schöner Tagelohn für einen Arbeiter. Heute bekommt der Bauer auch nur ca. 15 DM ausgezahlt, doch das entspricht heute nur noch einem Stundenlohn. Die Eichenrinde lässt sich heute nicht mehr preisgünstig verkaufen, weil es für die Herstellung von Leder chemische Mittel gibt. Als Erstes wird der Stamm mit der Spitze des Hackmessers, dem so genannten „Sasen“ aufgerissen.

Danach führt man das löffelähnliche Schälmesser unter die Rinde und löst sie ringsum von dem Stamm.



*Die Rinde wird mit dem Sasen
aufgerissen*



*Die Rinde wird mit dem
Schälmesser vom Stamm gelöst*

Auf dem Boden stehend, konnte man die Rinde nur bis zu einer Höhe von zwei Metern schälen, danach stieg man auf verschieden große Leitern. Zuerst hackte man die Äste und zuletzt den Wipfel ab.

Diese geschälten Äste nannte man Klopfbengel. Die getrocknete, spröde Rinde wurde zunächst vom Stamm heruntergerissen und in etwa zwei Meter lange Stücke gehackt und in Wellen gebunden.

Beim Abreißen der Rinde



Die Rinde wird zu Tal geschlittert



Ein Bauer beim Klopfen der Äste, damit sich die Rinde besser löst



Der Bauer hackt den Wipfel ab

Die Rindenwellen wurden danach mit dem Hornschlitten den Eichenwald hinuntergeschlittert und auf den Hof gebracht.

Im Spätsommer wurden die Rindenwellen, mit dem Ochsen- oder Pferdefuhrwerk ins Tal gefahren und dort auf Eisenbahnwaggons verladen. Die älteren Leute erzählen noch, dass an manchen Tagen mehrere mit Eichenrinde beladene Eisenbahnwaggons mit dem Zeller Bähnle nach Biberach und von dort mit der Kinzigtalbahn zu den Gerbereien weitertransportiert wurden.

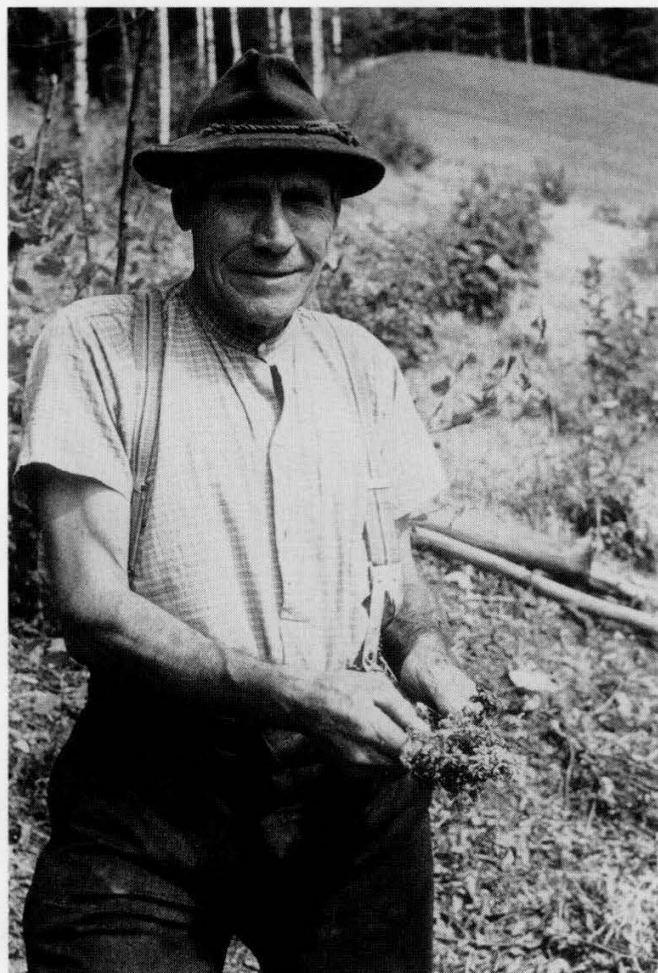
Ich habe einige Bauern ausfindig gemacht, die das Eichenschälen und Rüttibrennen früher gemacht haben. Es waren in Oberentersbach der Riehlehof, der Gutethof, der Klausmanhof. In Unterharmersbach war fast die ganze „Käppele-Halde“ mit Eichenwald bepflanzt. Auch im Wälderloch gegenüber vom Wohnhaus meines Schulkameraden Markus Armbruster wurden früher Eichen geschält und danach „Rütti“ abgebrannt.

Das Eichenschälen konnte nur vorgenommen werden, in einer Zeit, wo der Stamm am stärksten im Saft war, das war ab Mitte Mai bis in den Juli hinein. Die abgehackten Äste wurden auf einem Klotz liegend mit der Axt geklopft, so löste sich auch die Rinde an den Ästen leicht.

*Die Rinde wurde zum Trocknen
hängen gelassen*



*Ein Bauer wirft geweihte Kräuter
auf das abzubrennende Stück*



Diese Arbeit war für den Bauer, seine Knechte und seine Tagelöhner eine gefährliche Arbeit. Bei einer geringen Unvorsichtigkeit konnte man von der Leiter stürzen. Die vom Stamm gelösten Rindenstreifen ließ man am oberen abgehackten Ende zirka eine Woche hängen, bis sie ausgetrocknet waren.



Blick auf ein halb abgebranntes „Ju“



Rüttibrenner bei der Arbeit. Im Vordergrund ein abgebranntes „Ju“



Die Rüttibrenner ziehen das Feuer den Hang hinunter

Nach der Heuernte sägten die Bauern die noch stehenden Eichenstämme und trugen sie auf Rudern zusammen, meistens gab es drei bis vier, etwa 1 m hohe Rudern, die durch das geschälte Waldstück herunterliefen. Diese in Rudern aufgeschichteten Baumstämme teilten das Reutfeld ein, in mehrere Züge oder „Ju“. Sie sollten beim späteren Rüttibrennen das Feuer daran hindern, dass es die ganze Fläche erfasste und nicht mehr zu erwehren gewesen wäre. Eine besonders starke Ruder als Wehrmauer gegen den angrenzenden Laubwald. Die Äste und Zweige der Eichen und Hecken wurden gleichmäßig in den Rudern verteilt und quer zur Zugrichtung gelegt. Waren diese Vorbereitungen zum Rüttibrennen getroffen, dann forderte der Bauer seine Nachbarn um Hilfe beim Rüttibrennen auf. Viele wehrende Männer waren dazu notwendig. Damit man das Feuer leichter löschen konnte, brachte man ein Jauchefass voll Wasser den Berg hinauf zum abzubrennenden Waldstück. Bevor man mit dem eigentlichen Brennen begann, standen die Männer im Kreise, beteten ein „Vater unser“, damit das Feuer nicht überlaufe und im angrenzenden Wald einen großen Schaden anrichtete. Die Bauern in Oberentersbach streuten geweihte Kräuter, die sie bei der Kräuterweihe am 15. August in der Kirche segnen ließen, auf die abzubrennenden Äste. Man wollte dabei den Segen Gottes haben, damit kein Schaden durch Ausbrechen des Feuers passiere. Die Rütli

*Überblick bei der Heuernte*

wurde nicht unten angezündet, sondern am oberen Ende, so konnte man das Feuer besser beherrschen. Der Bauer, seine Knechte und Nachbarn hatten ca. zehn Meter lange Holzstangen mit eisernen Hacken zum Rüttelfeld getragen. Mittels dieser Stangen zogen die Rüttibrenner gemeinsam die Glut den Hang hinunter und achteten dabei darauf, dass alles Geäste verbrannte, sonst blieben „Gullen“ zurück, so nannten die Kinzigtäler nicht verbrannte Flecken im Reutefeld. Die Arbeit war schwer für die Männer, denn sie mussten trotz der langen Rüttihacken (Gewicht ein halber Zentner) oft ans heiße Feuer, oft hatten sie Blasen im Gesicht. Die Männer mussten in einer Linie das Feuer den Berg hinunter ziehen.

Wenn ein Ju abgebrannt war, löschten die Männer ihren Durst mit Most und stiegen dann gleich wieder den Hang hinauf, um den nächsten Ju anzuzünden. Gefährlich wurde es für die Männer immer, wenn der Wind sich drehte und ihnen die Funken, der Rauch und die Asche ins Gesicht bließen. Nach dieser schweren Arbeit traf man sich beim Bauer. Dort gab es dann ein Festessen wie an einer Kihwie, nämlich Nudelsuppe mit Rindfleisch. Spät in der Nacht ging man dann nach Hause.



Ein Bauer beim Mähen mit der Sense

So gab es immer wieder während des Brennens eine kleine Verschnaufpause, bis dann die Rüttibrenner wieder mit den Hacken die Glut ein Stückchen weiter bergab zu ziehen hatten.

In Notzeiten (Kriege usw.) fand eine so genannte Zwischennutzung statt. An den durch Asche gedüngten Hängen trieb der Roggen lange Halme. Deshalb eignete er sich besonders für das Decken der Schwarzwälder Bauernhäuser.

Die Ähre wurde mit dem Dreschflegel ausgedroschen, das musste vorsichtig geschehen, denn das Stroh durfte dabei nicht gebrochen oder geknickt werden. Im ersten Jahr pflanzte man Hafer oder sonstige Getreidearten an, im zweiten Jahr dann Kartoffeln und im dritten Jahr konnte man wegen des Schösslingswachstums keine Zwischennutzung mehr durchführen.

Die Ernte im Reutfeld war schwer. An den steilen Hängen konnte man keine Maschinen einsetzen. Das Getreide und die Kartoffeln mussten von Hand mit der Hacke eingesät und wieder geerntet werden. Das Getreide mähte man mit der Sense oder der Sichel ab.

Nach der Getreideernte im Reutfeld kamen oft arme Leute aus Biberach und Zell und fragten um die Erlaubnis, im folgenden Frühjahr Kartoffeln pflanzen zu dürfen. Das war auch keine leichte Arbeit, denn man musste



Bauer beim Binden der Garben

die Kartoffeln zwischen den Baumstümpfen einhacken und auch wieder ernten. Aus den Baumstümpfen wuchsen inzwischen schon wieder zwei bis drei Meter hohe Schösslinge hervor.

Seit 30–40 Jahren sieht man im Spätsommer keine Rauchsäule mehr hochsteigen. Die Bauern führen kein Eichenschälen und Rüttibrennen mehr durch. Einmal fehlen auf dem Bauernhof die Helfer für diese langwierige Arbeit, die man heute nicht mehr bezahlen kann. Das Brennholz wurde durch die Ölheizungen nicht mehr begehrt. Bald wird man über die Arbeiten Eichenschälen, Rüttibrennen nicht mehr von Augenzeugen erzählt bekommen, sondern nur noch aus Büchern nachlesen können. Dazu soll auch mein Aufsatz ein Beitrag sein.

Bei diesem Aufsatz habe ich bei folgenden Bauern nachgeforscht:

Förster Schüllli
Anna Seebacher
Thomas Kopp
Josef und Ida Gutmann
Wilhelm Gutmann (Alt-Pflugwirt)